

# SPIEGELBLATT

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Knut Landberg.

Von Amalie Skram. Autorisierte Uebersetzung von Luise Wolf.

**B**ah, sagte Knut und kramte in der Schreibtischschublade, um sein Gesicht zu verborgen.

„Ja, ja, Knut, Du solltest nicht so leichtsinnig sein, mein Junge. Es würde Dir garnicht schwer werden, es zu lassen, denn es ist mir eine schlechte Gewohnheit von Dir.“

„Hm!“ folgte Birgit dann energischer hinzu. „Ich würde überhaupt niemals darüber sprechen, wenn Du Eine oder die Andere wirklich liebstest, aber diese einfältigen Liebeleien.“

„Das würdest Du doch wohl — hm,“ er kläpperte sich auf und fuhr dann mit seiner immer etwas dicken Stimme unflattert als sonst fort: „Das würdest Du wohl kaum verzeihen, wenn es dazu käme.“

„Ja, mein Gott, glücklich würde es mich nicht machen, aber es würde doch auch nichts nützen, sich wie rasant darüber zu geben,“ sagte sie ein wenig hitzig. „Wenn Du nur ehrlich gegen mich wärst,“ folgte sie ernster hinzu. „Ich hasse es, betrogen zu werden.“

Landberg sah nach der Uhr und stand hastig auf. „Das war eine gehörige Dosis,“ sagte er mit einer Miene, als belustigte es ihn, und ging zur Thür.

„Gehst Du aus?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er kurz.

„Du kommst zum Thee wohl wieder? Du erinnerst Dich doch, daß Deine Mutter hente Abend hier ist.“

„Darauf kann ich nichts Bestimmtes sagen,“ war seine Antwort. „Aber in jedem Fall, wenn Du zu Hause bist, hat es wohl keine Noth damit.“

„Wo willst Du denn hin?“ fragte sie.

Er verzog den Mund ein wenig, als ob die Frage ihn ärgerte, aber dann antwortete er schnell: „In die Probe zum Konzert,“ und ging aus dem Zimmer.

Birgit machte eine Bewegung, als wollte sie ihm folgen, gab es aber auf und ging statt dessen zu Einar, nahm ihn auf den Schoß und begann mit ihm zu plaudern.

Kurz darauf kam Landberg aus dem Schlafzimmer zurück, wo er sich umgezogen hatte. Er ging zu den Schreibtisch, nahm ein Flacon und goß einige Tropfen Elixier auf den Stockumschlag und ein Taschentuch, das er in der Hand hatte. Darauf wischte er die Kerzen aus, ließ Einar gute Nacht sagen, nickte Birgit zu und ging.

2.

Birgit nahm Einar auf den Arm und trug ihn in die Kinderstube, wo das Mädchen gerade den

kleinsten badete, während Estrid auf den Knieen vor der Wanne lag und im Wasser plauschte, um zu helfen.

„Willst Du den Hexentanz aufführen, Mama?“ rief Estrid, als sie die Mutter erblickte und sprang auf sie zu, indem sie in die nassen Hände klatschte.

„Nein, heute Abend nicht, Mama hat Kopfweh,“ antwortete sie und setzte Einar nieder.

„Ach ja, Mama, thue es doch. Nicht den ganzen Tanz, nur ein ganz, ganz klein wenig.“ Sie legte den Kopf auf die Seite und zeigte mit den Fingern, wie wenig es sein sollte, indem sie die Stimme so einschmeichelnd machte wie möglich. „Ach, thue es doch, Mama, thue es, lüsse, gute Mama, es ist so lange her.“

„Und Gja auch tanzen,“ rief Einar und strahlte vor Freude bei dem Gedanken.

„Ja, aber wir haben ja keine Hexe,“ sagte Birgit in einem Tone, als wollte sie sich losbitten.

„Ich kann den Kleinen ja gut einwickeln und mit ihm spielen,“ schlug das Mädchen vor.

„Ja, ja,“ riefen die Kinder, und Estrid lief zu den Kachelöfen, wo das Badetuch hing.

„Nein, lasst Estrid,“ wehrte Birgit ab. „Dann können wir lieber Deine größte Puppe nehmen und ihr eine von den kleinsten als Königskind auf den Schoß geben, das geht vortrefflich.“

„Ja, das geht vortrefflich,“ wiederholte Estrid mit Nachdruck.

„Denkt mal, wie dumm von Dadda, Brüderchen nehmen zu wollen, es könnte sich dabei ja erkälten. Nicht wahr, Mama?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte sie fort, die Puppen zu holen, schleppte einen alten hochlehnigen Sessel in eine Ecke, setzte eine als Dame gekleidete Puppe hinein und legte ihr ein Wickelkind aus Porzellan in den Arm.

Indessen lag der kleine Einar der Länge nach auf dem Boden und kramte unter einem Schrank. Estrid fuhr auf ihn los, pustete ihn zur Seite, entzündete ihm ein paar schwarze Holzpantoffeln, die er gerade nehmen wollte, und ließ damit zu Birgit hin. Aber Einar brach in ein Geheul aus, während er sich mühte, auf die Beine zu kommen, trippelte hinter Estrid her und schrie: „Gja sie Mama geben!“

„Sofort stellst Du sie wieder hin!“ befahl Birgit. „Einar darf sie mir bringen.“

Estrid reichte ihm einen und meinte, jedes könnte seinen bringen. Aber Einar protestierte so nachdrücklich, daß sie ihm widerstrebend beide überlassen musste, während sie ihn in den Rücken pustete und ihn ganz leise einen dummen Bengel nannte.

Birgit stellte die Füße in die Holzpantoffeln,

wand sich ein buntes Seidentuch um den Kopf und begann einen phantastischen Tanz mit wilden Gebärden und Stampfen auf den Boden aufzuführen, der einen ohrenbetäubenden Lärm machte. Beide Kinder standen in einem Abstand und sahen mit gespannter Miene und lauten Freudenanschläichen zu. Das Kindermädchen, das den Kleinen auf ihrem Schoß abrieb, lachte so, daß sie sich schüttelte und brachte ihn in sitzende Stellung, um ihn das Schauspiel besser genießen zu lassen, was er augenscheinlich auch tat.

Birgit's Bewegungen wurden immer wilder; sie bewegte sich vorüber und zurück, schlug mit den Armen aus und that, als nähme sie alle Kraft zusammen, um sich dem Stuhle mit der Puppe zu nähern, wurde aber jedesmal von einer unichtbaren Macht zurückgetrieben. Mehrmals verlor sie einen der Pantoffeln, fand ihn aber immer gleich wieder. Zuletzt ließ sie mit vorgestreckten Armen im Sturmlauf auf den Stuhl zu, tanzte rückwärts wieder zurück, dann von Neuem mit einem Schrei, der ein Kriegsgeheul vorstellen sollte, wieder vorwärts und brach dann plötzlich zusammen, indem sie erklärt, die böse Hexe nicht überwinden zu können, daß aber Estrid und Einar es jetzt versuchen müssten.

Mit einem Jubelgeschrei sprangen beide Kinder herbei und begannen den Tanz und die Gebärden der Mutter nachzunehmen.

Besonders gelang es Estrid. Energisch ging sie darauf los und wiederholte das Ganze dann noch einmal. Einar war langsamer in seinen Bewegungen und unsicherer auf den Füßen, er fiel oft hin, stand aber immer wieder auf ohne zu mucken. Er hielte seine Augen fortwährend auf die Schwester und versuchte es wie sie zu machen, aber da sie so behende war, brachte er es nur zur Hälfte fertig.

Schließlich sprang Estrid auf den Stuhl los, schüttelte die Hexe und wand ihr das Königskind aus dem Arm. Einar kam dazu und half ihr dabei, und unter Lachen und Jubelgeschrei brachten sie zusammen die Puppe zu Birgit, die vorübergekrochen war, die Arme mit den herabhängenden Händen auf den Knieen, ganz erschöpft nach der Anstrengung auf einem Stuhl saß.

Nun wollten sie natürlich, daß Birgit wieder von Neuem anfange. Sie sollte doch versuchen, ob sie nicht auch einmal Sieger sein könne, was natürlich niemals geschah. Aber Birgit erklärte, zu müde zu sein. Sie blieben jedoch unermüdlich, zu bitten und zu quälen, daß sie schließlich doch nachgegeben hätte, wenn sich nicht im selben Augenblick die Thür geöffnet und die alte Frau Landberg sich auf der Schwelle gezeigt hätte. Denn nun

sogen beide Kinder auf sie zu und fragten, was sie ihnen mitgebracht hätte.

"Guten Abend, Großmutter!" sagte Birgit und erhob sich. "Gut, daß Du kommst und ich sie loswerde. Sonst hätten sie mich noch zu Tode gequält."

"Du hast also heute wieder den Herdentanz aufgeführt?" fragte Frau Landberg lächelnd, indem sie die Schwiegertochter küßte. "Gott sei Dank, daß ich nicht dabei war, denn das Gelöse kann man nicht zweimal in seinem Leben ungestraft anhören."

"Ja, da hast du wohl recht," lachte Birgit und ordnete ihren Anzug. "Aber was soll man mit solchen Tyrannen machen?"

"Wie süß und niedlich und rein und appetitlich mein Liebling ist," Frau Landberg machte Grimassen, schlug die Hände zusammen, nickte und lachte, in den wunderlichsten Tonarten, indem sie auf das Kleinstes zogging, das stompelnd auf dem Schoß des Kindermädchen saß und durchaus zur Großmutter wollte.

"Gute Nacht, Kinderchen," sagte dann Birgit und küßte eins nach dem andern. "Und, da es mir gerade einfällt, Nille," — sie wandte sich zu dem Kindermädchen — "Sie müssen Estrid's Sachen wirklich besser in Ordnung halten, sie geht ja mit Leichten in den Strümpfen herum und an den Schuhen fehlen die Knöpfe, auch das Kleid ist in den Nähten aufgerissen."

"Ich finde, mehr kann ich nicht thun, als den ganzen, lieben Tag stopfen und flicken," erwiderte Nille, sich mit ihrem breiten Rücken bückend, um das Badewasser aus der Wanne zu gießen.

"Dann müssen Sie eben den Abend zu Hülle nehmen, Nille," sagte Birgit in bestimmtem Tone.

"Sie wissen wohl, was Sie überantworten haben."

"Bei Lounius hatten wir an zwei Tagen in der Woche ein Nähmädchen, das die Kindersachen ausscherte." Nille warf den Kopf zurück und hob die gesäuberte Wanne vom Boden, „und sie bekamen dazu noch oft neues Zeng und hatten Sonntags- und Alltagskleider." Sie eilte zur Thür.

"Hier liegt Sie Niemand, wie es bei Lounius zogging," erwiderte Birgit streng.

"Da hast Du's," sagte Frau Landberg, als Nille drausen war.

Birgit lachete, bis sich auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Ja, ist es nicht zu arg."

"Ich gehe jetzt hinein und zünde die Lampe an, Großmutter. Du kommst dann, sobald Du hier fertig bist," sagte sie und verschloß die Kinderstube.

"Die noseeveise, alte Person," murmelte Birgit vor sich hin, als sie kurz darauf in einen Schankflaschl zuordnungslos, die Hände unter dem Kragen, im Schatzkammer saß und leise hin und her schwankte. „Natürlich hat das Schaf rechi," dachte sie dann, „aber was geht sie das an?" Dieser Knaul war aber auch jalous, wenn sie sich erlaubte, so abscheulich zu antworten, denn er war in Gegenwart des Mädchens immer aufsichtig mit seinen Reden, und Knaul wußte wohl, daß er auf ihrer Seite war. Und wenn sie keine bessere und tüchtigere Haushälterin und Mutter war, trug er ebenfalls die Schuld, warum möchte er sie nicht glücklich? Wie konnte man denn irgend etwas mit Sophie thun, wenn man sich so unglaublich fühlte, nein — nicht einmal möglichlich, nur so bodenlos gelangweilt und gleichgültig.

"Ob Knaul wohl mit einer anderen Frau anders geworden wäre?" Er hätte jedenfalls eine haben müssen, die ihn mehr zu fesseln wußte. Ja, wie hätte sie wohl sein müssen? Das war nicht so leicht zu sagen, sicherlich zurückholender, unberechnbar, sehr sotter und vielleicht unpräzisvoller ... Eine mit Weisheit und Losen im Blat ... So hofft er nie wissen könnte, wie es ihr passen würde, am nächsten Tage zu sein — ja, in der nächsten Stunde ... Die ihn immer in Atem gehalten hätte. Sie selbst war eine galantijige Thötin gekreest. Sie hatte ihm ihre ganze grenzlose, ja geradezu auslösende Liebe auf einmal gegeben. Sie hatte gar nicht daran gedacht, zu speten, hatte von der ersten Stunde an alles an ihn verschwendet, sich selber so ganz und gar öffentlakt, daß er sie

gleich von innen und außen kannte. Dadurch hatte er das Interesse an ihr verloren.

Es war ihr niemals eingefallen, daß diese Verschwendung naßlug sei. Was sie anbetraf, glaubte sie für alle Ewigkeit genug zu haben, und daß seine Liebe nicht vorhalten würde. daran hatte sie nie gedacht... So hübsch wie sie war, und so viel Gutes doch in ihr lag... Aber darin hatte sie sich verrechnet. Er war ihrer ja geradezu überdrüssig geworden, sie wußte ganz genau, in welcher Zeit es begonnen hatte. Es war damals, als er aufging. Abends lange aufzubleiben und sie allein zu Bett gehen zu lassen, und wenn er herein kam, so leise war, um sie nicht zu wecken. Als ob sie geschlafen hätte! Nein, meist lag sie und wetzte, weil Alles so anders geworden war als früher.

Was lief ihr denn da so Kaltes über die Wangen? Ihr fanden doch nicht etwa die Thränen in die Augen? Ja, es war wirklich eine große, kalte Thräne, die da herabrollte, und nun kamen mehr. Sie mußte das Taschentuch nehmen und sie abtrocknen, aber das war ja doch keine Schande. Unnützig war es, aber das machte ja nichts. Sie würde darüber hinwegkommen, denn sie war blaßirt und vernünftig. Plötzlich sank sie zusammen und schluchzte... Nein, nein, nein, sie kam nicht darüber hinweg, aber das durfte Knaul niemals erfahren, nicht ohnen, nicht einmal, daß er sie traurig und elend mache, geschweige denn, daß sie derartige Ausdrücke hatte. Lieber sterben, als diese Demuthigung. Sie sich verschmäht fühlen! Sie, Birgit Knaul, die bekommen konnte, den sie nur wollte, die vom ersten Winter, als sie in die Gesellschaft kam, ja sogar schon vorher, einen Kreis von Anbetern um sich gehabt hatte, und die noch jetzt — ja, wie hatten die Freunde ihres Mannes ihr nicht den Hof gemacht... Sie hatten ihr alle zu Füßen gelegen.

Und jetzt Gamborg, wie war der verlobt, in sie! Aber was half das? Sie steckte das Taschentuch in die Tasche und nahm ihre vorherige Stellung wieder ein. Sie magte sich ja nichts aus ihm, aus Keinem von ihnen, hatte es nie gethan. Ja, einmal — für Arbo hatte sie wirklich etwas empfunden, obgleich sie sich eigentlich damit hatte aufspielen wollen, wenigstens anfangs, um Knaul's Eiferlucht zu erweichen, als sie seine Gleichgültigkeit bemerkte. Aber wie war es ausgefallen? Knaul eifersüchtig? Jawohl, er war der Rechte. Wenn sie daran dachte, wie er es aufgenommen hatte, damals, als sie zu ihm gegangen war und ihm gestanden hatte, daß sie in Arbo verliebt sei und es für das Beste hielt, wenn sie für einige Zeit verreisten! Es hätte keine Gefahr, meinte er, wenn sie damit zu ihrem Manne käme, um der Sache ein Ende zu machen. Und als sie ihn gefragt hatte, was er sagen würde, wenn sie nun wirklich so fühlte, daß sie ohne Arbo nicht leben könnte — es kamen ja Augenblicke, in denen sie es sich einbildeten —, hatte er geantwortet, daß sich ja nichts dagegen machen ließe, wenn sie so fühlte, und er nichts darüber sagen dürfe. Und als sie dann weiter zu wissen verlangte, ob er wohl eine Scheidung wünschen würde, sagte er, „nein, gute Birgit, wie kommtst Du mir so fragen? Allerdings, wenn Du es verlangst, so — aber nein, das thust Du ja nicht." Und der Blick, mit dem er sie dabei angesehen, so voll Wehmuth und Güte und Hülfseligkeit — ja, geradezu Hülfseligkeit, weil er wußte, daß seine Liebe erloschen war und nichts dagegen zu machen. Es war ihr erst hinterher aufgegangen, damals hatte sie es nicht verstanden. Sie hatte geahnt, sein Blick bedeute Sehnsucht nach ihr und Kummer, ihr Herz verloren zu haben, und wie mit einem Schlag war ihre alte Zärtlichkeit und Verliebtheit wieder in ihr hervorgequollen.

Und dann waren sie gekommen, diese Zeiten mit den vielen Tagen voller Enttäuschungen. Sie hatte gedacht, daß, so lange er keine Andere liebte — dazu das that er nicht, wenn er auch seine dammen Hochmachereien nicht lassen konnte —, die Möglichkeit für ihn vorhanden war, sich wieder von Neuem in sie zu verlieben. Und sie hatte gehofft und gewünscht, gewünscht und gehofft und so viel darüber nachgedacht, allein es war vergeblich ge-

wesen. Da wurde ihre Liebe schließlich auch endgültig aufgenommen, gleichsam verwischt und zerstreut. Sie konnte nicht sagen, daß sie Knaul noch liebte, denn sonst würde sie nicht so häufig Unwillen gegen ihn gefühlt haben, geradezu brennenden, zornigen Unwillen, und darum weinte sie nicht vor Schmerz über seine verlorene Liebe, sondern weil das Leben so arm und leer für sie geworden war. Sie war nun einmal so veranlagt, daß sie nicht leben konnte, ohne zu lieben und geliebt zu werden. Darum konnte sie sich auch nicht mit den Kindern allein begnügen, wie eine Mutter es nach Ansicht der Leute thun soll. Es war wohl schön Kinder zu haben, aber man hatte oft mehr Pflicht als Freude durch sie; und dann die furchtbare Verantwortung, die es mit sich brachte! Sie hätte ihre Pflichten gegen sie ja nur erfüllen können, wenn sie keine Sekunde von ihnen fern wäre, hätte ihr ganzes Gefühlsleben bis auf's Kleinstes kennen, ihre Gedanken lesen, ihre Entwicklung Schritt für Schritt leiten müssen. Über wie konnte sie das mit dem steten Gross über ihr unbefriedigtes Dasein, der sie immer zwang, sich in ihren eigenen Klümpen zu vertiefen und über sich selber nachzuhätscheln. Damals, als Knaul sie liebte, kamen alle Freuden für sie durch ihn. Da hatte sie auch die Kraft gehabt, im Leben zuzugreifen und das Möglichste aus sich zu machen. Jetzt vermochte sie nichts zu thun. Ach ja, sie hatte Grund genug zum Weinen.

Und dann kam noch dazu, daß ihre Phantasie ihr, wenn sie so allein saß, unaufhörlich so viele seltsam aufregende Bilder vorgaukelte, die in langen wirren Reihen aufstiegen und das verbrängten, wobei eigentlich ihre Gedanken weilsen, nämlich ihre Ehe. Wie daß sie ihrem Manne entflohen wäre, und ihr Geliebter sie verlassen habe, und sie nun erfährt, daß Estrid im Sterben liege und sie sich selber, dem Tode nahe, nach Hause schlepppe, an die Thür käme und um Erlaubniß biete, Estrid zu sehen, von der Großmutter aber abgewiesen würde. Oder daß sie ihrem eigenen Begräbniß beiwohne. Dann hörte sie den Priester in röhrender Kehle von den jungen, blühenden Frau sprechen, die so unvermuthet im schönsten Alter hingerafft worden sei, und sie sah Estrid und Gnar weinend, in schwarzen Kleider vor sich und Knaul, mit dem Taschentuch vor dem Gesicht schluchzend und unaufhörlich „Birgit, ach Birgit“ murmelnd.

Sie konnte dann weinen, bis die Thränen schließlich zu versiegen schienen und eine traurig-füße, gesättigte Stimmung über sie kam. Zwischenzeit erwachte in ihr dann auch ein überströmendes Gefühl mittlerlicher Liebe für Knaul. Er war ihr Kind, ihr lieber, geliebter Junge, und wie wollte sie gerührt und froh sein, wenn er käme und ihr seine Braut vorstellte. Sie wollte sein neues Heim so hübsch herrichten und selber die Brautliche anzünden und sich so mild bewegen und glücklich fühlen, ihn so strahlend glückselig zu wissen, wie damals vor langer, langer Zeit.

### 3.

"Nein, weißt Du, Birgit, Deine Kinder sind zu süß," sagte Frau Landberg, die jetzt in's Zimmer kam. "Ja, weißt Du, so etwas Bezauberndes wie Gnar! Und der Kleine erst —" Frau Landberg schüttelte den hübschen silbergrauen Kopf, daß die schwarzen Seiden spitzen in Bewegung gerieten und nahm in einem Lehnsstuhl Platz.

Birgit erhob sich hastig. "Willst Du Dich nicht lieber auf's Sophie sezen, Großmutter, da fehlt Du wohl besser, denn Du magst natürlich an Deiner kleinen Stükerei arbeiten."

"Nein, danke, Birgit, das Sophie ist viel zu weich, heimliche heimruhigend. Ja, denn man versinkt so tief, daß man nicht weiß, wie es endet."

Birgit nahm ihr Strickzeug, einen dunkelroten Kinderstrumpf, und setzte sich der Schwiegermutter gegenüber.

"Bon Estrid will ich schon garnichts sagen," fuhr Frau Landberg fort, "denn sie ist das reizende Geschöpf der Welt, und so entzückend ungezogen."

"Ja, sie ist nicht leicht zu meistern, das Kind,

und besonders so lange Nille im Hause ist; denn sie liegt sie geradezu auf," sagte Birgit.

"Etwas so Impertinentes wie diese Nille!" Frau Landberg lachte, daß ihre Augen ganz verschwanden und die gelbweissen, frischen Zahnsreihen hervorleuchteten, indem sie die Hand mit dem Goldfaden auf die bronzegelbe Tischdecke sinken ließ, an der sie stieckte. "Wirklich ein unangenehmes Wesen."

Birgit preßte die Lippen zusammen und hielte die Augen fest auf ihr Strickzeug.

"Villy näht an einem Kleide für Estrid, sollte ich Dir übrigens sagen und einen Gruß bestellen, Birgit." Frau Landberg nickte vergnügt, "ein sehr niedliches Mädchen, und Thora schenkt ihr ein Wintermäntchen, das süßeste, was ich je gesehen habe."

"Ja, ich habe sehr fürsorgliche Schwägerinnen, dagegen läßt sich nichts sagen!"

Birgit zog die feingestreiften Brauen ein wenig empor, während die Oberlippe unmerklich zitterte.

"Und einen Hut und ein paar Pariser Stiefeletchen bekommt sie von mir," fuhr Frau Landberg fort. "Ich sage es Dir, damit Du nicht auch hingehst und es kaufst."

Birgit zog so heftig an dem Garn, daß der Knüdel aus dem Körbchen flog und auf den Boden fiel.

"Ja, Du hast doch nichts dagegen, Birgit?" Frau Landberg lachte nunter, hörte aber mit nachdenklicher Miene gleich auf, als sie den fast harten Ausdruck im Gesicht ihrer Schwiegertochter bemerkte.

"Nein, Gott bewahre! Knut ist ja immer so entzückt und meint, es komme so gelegen. Aber ich muß übrigens doch sagen, daß ich die Sachen für meine Kinder am liebsten selber wähle."

"Ach, mein Gott, wenn sie schon dann und wann ein Kleidungsstück von mir oder den Mädchen bekommen! Es macht uns so viel Spaß, mußt Du wissen!" schmeichelte Frau Landberg.

"Ja, und dann findet Ihr es nothwendig, weil ich so unordentlich bin. Du kannst es ruhig einräumen, Großmutter, denn ich weiß, daß Du es weißt und auch sagst!"

Ein harter Glanz kam in Frau Landberg's sonst stets lächelnde Augen, aber er verschwand bald wieder, und mit einer Stimme, als ob sie Estrid zurechtwiese, sagte sie: "Nicht bitter sein, Birgit," und warf ihr verstoßen einen verschmitzten Blick zu. Aber Birgit lächelte nicht, fuhr ruhig fort zu stricken und machte ein ernstes Gesicht.

"Du weißt nur zu wohl, wie gut ich über das Verhältniß zwischen Dir und Knut denke," lenkte Frau Landberg nach einer kleinen Pause ein, "und das ist doch die Hauptache."

"Es ist ja schön, daß Du es thust, Großmutter." Birgit strich sich mit der Stricknadel durch das Sternhaar.

"Es gibt nicht viele Frauen, die Knut so vernünftig nehmen könnten. Denk nur, wie die meisten ihn mit Eifersucht quälen würden."

"Wenn Knut eine eifersüchtige Frau hätte oder eine, die ihm die Zügel etwas straffer halten könnte, wäre es vielleicht garnicht übel," sagte Birgit.

"Ach ja, mag sein, es könnte ihm vielleicht ganz gut thun," räumte Frau Landberg ein. "Obwohl seine tollen Streiche im Grunde ja nichts bedeuten."

"Aber es kann einen mitunter doch sehr reizen."

"Ja, ja, gewiß! Wie jetzt seine Kameradschaft mit Margrethe Falsen. Das gefällt mir nicht, denn man sagt, sie komme dadurch in den Mund der Leute."

"Ja, ja, das wundert mich nicht," erwiderte Birgit gleichgültig. "Ich habe es Knut auch gesagt, aber Du weißt, wie er ist. Er thut, was ihm Vergnügen macht, nicht mehr noch minder."

"Die beste Art, diesem Gerede ein Ende zu machen, wäre, wenn wir uns, ich sowohl wie Du, recht freundlich gegen Margrethe Falsen erwiesen. Wir müßten sie öfter einzuladen und uns mit ihr zeigen. Meinst Du nicht auch, Birgit?"

"Ja, das wäre gewiß sehr vernünftig, Großmutter."

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Küstenfahrt.

Von Ludwig Lessen.

(Sous.)

**I**m Schatten eines Hausesgangs hockt ein altes Weib, das beim Herausnahmen eines Fremden bettelnd die Hand ausstreckt. In einer balkonartigen Fensterausbuchtung unterzieht eine besonders sorgsame Mutter den Kopf ihres Löchterchens einer genauen Besichtigung. Manchmal hat auch die Tochter den Kopf der Mutter auf dem Schoß.

In einer besonders schmalen Gasse ist das Stadtgefängnis gelegen. Ein dreistöckiger Renaissancebau, wohl ehemals der Palast eines venetianischen Nobilit. Alle Fenster sind vergittert. Die Gefangenen stehen an den Fenstern und erzählen sich mit den Straßenpassanten oder mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser Neuigkeiten und Witze. Alles lacht, amüsiert sich und ist guter Dinge. Der dicke Gefangenenaufseher, mit einem mächtigen Schlachtkopf an einem breiten Ledergurt, sitzt auf einer Bank am Eingang des Gefängnisses, trinkt seinen Schoppen rothen Dalmatiner und lacht und freut sich mit den seiner Obhut anvertrauten Gesellen.

Fast jedes dritte Haus in Turzola ist ein Kunstwerk. Der Baumeister der meisten Gebäude — fast alle entstammen ein und derselben Zeit — muß ein großer Weiberhasser gewesen sein. Frauenakte als Säulen, Gebälder verzierungcn etc. findet man oft; in den naivsten und unglaublichesten Stellungen aber sind diese weiblichen Akte als Absatzköpfe der Dachrinnen angebracht. Ich zählte deren in einer einzigen Straße nahezu zwei Dutzend. Am Eingangsthor der Kirche hält auch in Turzola, wie auf den meisten anderen dalmatinischen Inseln, ein Adam links und eine Eva rechts Wache. Die Kirchenküsten zeigen oft werthvolle Schnizereien, Szenen aus der biblischen Geschichte. Glockenturm und die diesen fast immer angebaute Loggia sind durch eine Straße oder durch einen Platz von der Kirche getrennt. Die Glocken des Campanile sind stets fein gegeneinander abgestimmt; sie haben eine bedeutend hellere Klangfarbe als im Norden Europas.

Das Leben auf allen diesen Inseln beginnt erst am Abend. Wenn die Sonne untergegangen ist — die Nacht folgt hier fast ohne jeglichen Dämmerungsübergang dem Tage — eilen Signore und Signora hinaus an die Riva. Die Strandpromenade beginnt. Die Frauen gebrauchen den Fücher ebenso fleißig wie die Jungen, und die Männer schieben die Virginia von einem Mundwinkel in den anderen. Das geht genau die Länge des Hafendamms hinauf, dann wird kehrt gemacht und derselbe Weg wieder hinuntergegangen. Das viele Gehn — so interessant eine solche Strandpromenade auch ist — macht hungrig und durstig. Im ersten besten Restaurant wird Halt gemacht. Allzu groß ist die Auswahl von Gasthäusern nicht. Man muß also vorlieb nehmen. Ein niedriger, entsetzlich unsauberer Raum, in dem herumsummende Fliegen ein Geräusch verursachen, als strichen zwei Männer den Brummabach. Auf den Tischen liegen Tischtücher, deren ehemaliges Weiz schen hinter Flei-, Saucen- und Mostweinslecken geflüchtet ist. „Una birra.“ Der fette, hemdsärmelige Wirth kredenzt in eigener Person ein schamloses, trübliches Getränk, das eine Temperatur von etwa fünfzehn Grad hat. Den Magen kann man sich wenigstens nicht erkälten. Die Speisekarte meint es gut. Sie ist dreisprachig: Kroatisch, italienisch und deutsch. Doch man muß schon vergleichende Sprachstudien treiben, um dieses Deutsch zu verstehen. Ich wählte „Lehmerns“. Ich hatte mich nicht getäuscht: es war „Lämmernes“, was mir nach einer Viertellinie servirt wurde. Und das Lammfleisch war auch gar nicht schlecht. Auch der Wein, den ich nach dem Bier trank, war vorzüglich. Allzu hoch war die Recke nicht, doch habe ich anscheinend als Fremder mehr bluten müssen, als es landessüblicher Brauch war.

Draußen am Strand promeniren und stürzen sie noch immer. Ein paar Säcke Inselpulper, das von einer margeritenartigen Blume auf allen

diesen dalmatinischen Inseln gewonnen wird, lagern an der Mole. Sie sollen mit dem nächsten Schiff nach der Lücke abgehen. Barkenführer durchstreifen die stillen Fluth des Hafens. Auch in ihnen macht sich heute noch der starke Einfluss Benedigs bemerkbar. Sie rudern nicht, sie staken nicht. Wie die Gondolieri auf dem Canale grande in Benedig stehen sie am Hinterende ihrer Bark, das Boot mit einem einzigen Ruder zugleich forbewegend und steuern.

Turzola hat seine Lichter angezündet. Die großen Hafenlampen werfen gelbe, zitternde Reflexe in's Wasser. In einem Halbkreis steigen die Lichter der Stadt terrassenförmig auf. Ein paar Leuchtfächer blitzt vom offenen Meere herüber. Flackernd leuchten die Fackeln der auf den Fang hinausgefahrenen Fischer am Horizont auf. Wie mattes Silber schimmern Mond und Sterne am dunkelblauen Himmel, und das Wasser der Adria plätschert und brandet taunäßig an den Felsen und Steinmauern des Hafens.

Abgelegen von der großen Meerstraße, die Bosnien und die Herzegowina mit dem Adriatischen Meer verbindet, und dennoch dem Bahnhofe angegeschlossen, liegt Trebinje. Von Grabosa aus, die Ombla entlang, klettern die Eisenbahnen die Berge hinan. In zahllosen Windungen, von Tunnel zu Tunnel, durchschlängelt der Zug ein Gelände, wie man es sich grotesker und wilber kaum denken kann.

Cypressen und Lorbeerbäume säumen unten im Thale die Ufer der dunkelblauen Ombla, die Pinie klettert die steilen Hänge bis zur halben Höhe hinan, und mitten im weißgrauen Felsgeröll des Hochplateaus steht die Mhrthe in dunkelgrünen Büschen. Wäre nicht das unaufhörliche Zirpen großer, graugrüner Grillen, kein Laut störte die Ruhe dieser sonnenbeschienenen Steinwüste. Kein Vogel verirrt sich hinunter in diese letzten Ausläufer des Karstgebirges; nur des Schakals lang gezogenes Geheul erfüllt nach Untergang der Sonne oben in den Bergen, und am Tage rascheln flinke Eidechsen durch die Spalten und Risse des granen Gesteins.

Wer ein unverfälschtes Stück Orient in Europa sehen will, der suche Trebinje auf. Wie anders kann es in Beirut oder in Damaskus auch nicht sein. An der Herzegowinisch-montenegrinischen Grenze gelegen, vereinigt es den Charakter einer Bergstadt mit dem einer Stadt der Ebene. Gleich hinter der Station Hum thut sich ein weiter Thalkegel auf. Mais- und Tabakkulturen bringen mit ihrem dunklen Grünen Leben in das graue Einerlei der Steine. Weinreben klettern hügelan und große Schafherden weiden an den grasbestandenen Ufern der Trebiucica, die jetzt im Sommer fast ausgetrocknet ist, zur Regenzeit jedoch wild und schwammend von den Bergen herunterbrausen soll.

Gutbewässerte Kräutergärten und in regelmäßigen Abständen gepflanzte Feigenbäume finden die Nähe der Stadt. Eine vorzüglich gehaltene Straße führt vom Bahnhof über die Trebiucica-Brücke zu einem der Stadthöhen. Es ist gerade Markttag in Trebinje. Auf dem großen, mit mächtigen Plataneen bestandenen Marktplatz sitzen schon die Kleinräuber: die Obst- und Brothaufen. Die Männer haben mit untergeschlagenen Beinen eine Gruppe gebildet. Der Fez, der Turban oder die schwarze, oben mit Gold ausgestickte Kundutüre der Montenegriner bilden die Kopfbedeckung. Einige haben die kurze Jacke mit den Silbersiligranverzierungen lose über die Schulter geworfen. Bei den Anderen leuchten die weißen Hemdhärmel aus den bunten, roth und braun verbräunt Western. Die Beine stecken in mächtigen, blauen Kniepluderhosen, deren Gesäßstück hundertartig einen halben Meter herunterbaumelt.

Auch die Frauen tragen meistens Hosen, diese sind von weißer Farbe und reichen hinunter bis zu den Knöcheln. Ein schwarzes Sammetmieder ist mit Silberketten über der Brust verschmückt. Den Kopf deckt eine kleine schwarze Kappe, von der ein feilförmig geschnittenes schwarzes oder weißes Tuch über den Rücken und zwei weiße Lüftschleier rechts und links nach der Seite fallen. Ist die Frau

dem Islam angehörig, dann verdeckt noch eine breite Binde den unteren Theil des Gesichtes bis zu den Augen. Die Füße beider Geschlechter stecken in dicken, weißen Friesgamashen oder Wollstrümpfen, über die gelblederne Spannen gezogen sind.

Umunterbrochen strömt der Zug der Dorfbewohner aus den Bergen durch die Stadthore hinein. Die Frauen tragen ihre Waaren auf dem Kopfe. Hoch aufrichtet schreiten sie sicher und elastischen Schrittes einher. Die Männer treiben das hochbequame Maulthier: Holz, Hen, einheimische Lederwaren, hölzerne Gestügelfässer sind seine Last.

Eine Marktpolizei im mitteleuropäischen Sinne gibt es hier nicht. Jeder sucht sich seinen Stand nach Belieben aus; er zieht den Schatten der Sonne und den Rand des Marktes seinem Mittelpunkte vor. Dann lädt er ab und packt aus. Das RauhTier wird an den ersten besten Baum gebunden. Die Waaren werden bunt aufeinander aufgethürmt: Melonen, Mandeln, Feigen, Trauben, Birnen, Brüche, Zwiebeln, Gurken und der im Orient unvermeidliche, auf Schnüren aufgezogene Knoblauch. Ziel Werth auf Dekoration und Arrangement wird beim Anfang der Waaren nicht gelegt, ein bisschen Bunt-durch-einander macht die Sache jedenfalls malerischer.

Eine ganze Seite des Marktwieders nehmen die Fleischverkäufer ein. In der Nähe ihrer Auslagen befinden sich auch die meisten Hunde. Unter zehn Händlern bieten neun Hammelfleisch feil. Diese Waare geht am besten, denn sie ist am billigsten. Ein ganzes Schaf ist bereits um drei Kronen zu haben. Gewöhnlich wird immer gleich ein halbes oder ein viertel Thier gekauft; die Waare wird nicht in Papier eingewickelt, sondern der Käufer trägt das blutige Stück Fleisch einfach in der Hand oder bindet es an eine Schnur und hängt seinen Stab über den Rücken.

Den Fleischverkäufern benachbart sind die Ge-  
flügelhändler. In roh zusammengehauenen Holz-  
fässen bringen sie Hühner, Läben usw. auf den  
Markt. Dorthin wird das Geflügel aus den  
Fängen herangegommen und zum besseren Be-  
jagen und Besühlen des kostümigen Publikums  
oben auf die Fänge hinuntergeschobt. Um ein Fort-  
laufen oder Fliegen zu verhindern, bindet man  
immer die Füße zweier Thiere aneinander. Das  
gibt zweitens ein großes Geschrei und Gerader,  
ein wildes Verzagen, sich von einander loszureißen,  
ist aber die Unmöglichkeit dieses Verzuges erkannt,  
dann lassen die armen Dinget die Köpfe hängen  
und mit sich machen, was dem Käufer oder Ver-  
käufer beliebt.

Mit singender Stimme schreitet ein beharunter, piegender Kaffeehändler von Gruppe zu Gruppe, von Stand zu Stand. Um drei Kreuzer verfaust er die Tasche seines brauen Getrunkes. Sein Geschäft geht gut. Er versteht seinen Koffe vorzüglich vorzubereiten. In dem großen wortlosest-  
artigen Geschäft, das er an einem Ledertriemen  
vor dem Markt trägt, glimmen ein paar Holzschalen-  
stücke. Schält er einen Auftrag, dann sucht er die  
glänzenden Stohlen mit seinem Abzem an und hält  
eines der kleinen, langgestielten Ammersechel, die er  
weniger mit Wasser gefüllt, über die Gloth. Kocht das  
Wasser, dann schüttet er das in einem großen Eisen-  
mörser zusammengepumpte Kaffeevulver hinzu. Das  
Gesetz lautet zwei- bis dreimal auf und wird dann  
vor den Augen des Kaffekessels in eine kleine Tasche  
gegeben. Drei bis vier Stücke des besten Kaffeesal-  
peters geben dem Kaffee sölischlich die letzte  
Bedeckung; er wird geschüttet und nicht getrunken,  
und zwar so, daß man die Süßigkeit möglichst in  
einem Zuge abtrinkt, ohne etwas von dem Kaffee-  
satz in den Mund zu bekommen.

Sie der Bazarläden, die vom Marktplatz in die  
Stadt führen, betreiben die Handwerke ihr Gewerbe  
und leben die Kaufleute ihre Geschäfte. Auf der  
einen Seite der Gasse schwanken die Drechselfeuer  
der Drechsler, auf der anderen Seite klappern die  
Schuster der Schuhhersteller, Schuhhersteller neben  
Schuster und Schuhmacher bietet neben Leinwand-  
händler seinen Strom an. Alles ist getragt: in

geschlossenen Gliedern marschiert jedes Handwerk, jede Branche auf.

In höhlenartigen, halbdunklen Gewölben sitzen mit untergeschlagenen Beinen die beturbanten Händler. Sättel bietet der Eine feil, Feze, Schuhe, Taschen, Stickereien, Hochgeschirre, Ansichtskarten ein Anderer. Kein Animiren, kein Herauslösen des Käufers. Die Melame kennt der herzogowitsche Kaufmann in keiner Form. Still sitzt er im Hintergrunde seiner Höhle, raucht eine Zigarette nach der anderen und harrt der Dinge. Käufer schlendern vorüber. Der Eine oder der Andere bleibt stehen, besichtigt die ausstehenden Waaren, bestaunt, befiehlt und durchwühlt sie — zum Kaufen aber fühlt er sich deshalb noch keineswegs verpflichtet. Erst wenn er den Käufer um den Preis gefragt hat, beginnt der eigentliche Handel. Die Waare wird dann gewöhnlich um den dritten Theil des zuerst geforderten Preises erstanden.

Gegen Mittag flaut der Markt ab. Auf Maultieren und auf Eseln geht es heimwärts. Der treibt sein mit leeren Gestügelfässern hochbequaktes Thier vor sich her; auf einem kleinen Esel sitzt dort ein baumlangen Kerl: seine Füße berühren fast den Erdboden. Hat jemand gar ein Pferd, so muß das arme Thier zwei Personen schleppen, denn der Mann setzt seine bessere Hälfte gewöhnlich vor sich auf den Sattel. Ist aber einer ein guter Bekannter Mohammed's und hat zwei Weiber, so schwingt er sich auf das Reithier, und seine Frauen tragen rechts und links unten zu Fuß neben ihm einher.

Der Markt ist vorüber. Die Händler in den Bazarläden haben ihre Gewölbe geschlossen. Vierziggradige Mittagshitze und Todtentoste liegt auf den Straßen Trebianes. Ein paar Lastträger, ein paar Soldaten treten, schlaff von der Hitze, verdrossen das Pflaster. Ein Rudel Hunde balgt sich auf dem Marktplatz um ein paar Schafsknochen. Auf dem Wege zum Bahnhof sehe ich noch in das einzige Restaurant der Stadt ein. Des billigen Preises halber will ich verrathen, was ich verzehrt habe. Es war geraspelter Hammelleber; die große, gut zubereitete Portion kostete zehn Kreuzer. Ein deutschprechender Beamter ergriß auf dem Bahnhof die Gelegenheit, seinem Unmut über Land und Leute Lust zu machen. „Eine wilde Gegend, Herr,“ meinte er, „und wenn noch tausend Jahre vergehen, hier wird's immer wild bleiben.“

Von der Mündung der Ombla bis wenige Kilometer vor der Einbuchtung der Boche di Cattaro liegt an der Küste des Adriatischen Meeres ein Streifen Landes, der alle Herrlichkeiten des Südens vereinigt. Der Mittelpunkt dieser Zone in der Steinwüste des südlichen Karstgebirges heißt Ragusa, Gravosa heißt der Hafenplatz für größere Schiffe und Ragusa vecchia, das alte Epidavros, der Ort historischer Alterthümer aus der Griechenzeit. Ein reger Handel und Schiffsvorkehr mit Italien und der Türkei macht Ragusa lebhäufiger, als es dalmatinische Städte von kaum achttausend Einwohnern sonst zu sein pflegen. Der Bahnhofplatz Gravosas und Ragusa vecchia an das bosnisch-herzegowinische Schienennetz erhöht diese Lebhaftigkeit noch um ein Bedeutendes. Schließlich hat Ragusa von allen Städten der dalmatinischen Küste wohl die grösste und bewegteste Vergangenheit. Im Mittelalter eine geachtete und gesuchte Republik, ja Regna im Laufe der Neuzeit nach einander Dänen, Russen, Italiener, Franzosen und Österreicher in seinen Mauern. Und so bunt und vielfältig die Vergangenheit dieser Stadt, so lärmend und vielsprachig ist heute noch das Stimmengewirr in ihren Gassen.

Die grossen Dampfer legen in Gravosa an; sie thun es schon des Bahnhofshaus halber, der gerade für den Güterverkehr nach dem Innern überaus wichtig ist. Schiffsvolk und Bahnbeamte wohnen in den drei wenig charakteristischen Gassen Gravosas, von denen die eine, rechts gelegene, nach Ragusa führt. Gleich hinter Gravosatheilt sich die Straße. Ein Landeinwärts gehender, bequemer Weg führt

nach einer kleinen Viertelstunde, ein seewärts gelegener steiler Pfad führt in einer guten halben Stunde nach Magusa. Der längere, beschwerliche Weg ist der empfehlenswerthe. Steil steigt die mit Edeläumen bepflanzte Straße bergan, sie führt auf die Höhe des Monte Sergio, der schroff in's Meer abfällt. Ein paar Villen und Landhäuser zur Linken, zu Rechten graues Felsgestein, das gleich einer Mauer jegliche Aussicht auf das Meer versperrt. Auch hinter uns ist die Aussicht auf den Hafen von Gravosa durch Berge, die sich zwischen unsere Blicke und das Meer geschoben haben, rasch verschwunden. Vor uns steigt noch immer die Straße an. Doch bald ist die Höhe erreicht. Die Felswand zur Rechten wird immer niedriger. Jetzt ist sie nur noch mannhoch . . . und dann schauen wir über sie hin, fort auf das blaue, unendliche Meer, das ein halbes Tausend Meter tief uns zu füßen unter an die graue Felswand schlämt.

Blau und rein, wie ein riesiger Edelstein, taum von Wellen gesucht, das Meer. Und blau und rein, kräftiger in allen Farbenkönen als im Norden, spannt sich darüber der Himmel. Ganz hinten, wo im grellen Sonnenlauz Himmel und Meer verschwimmen, ein paar Segel. Es ist, als sei das Auge heute zum ersten Mal sehend geworden, als prägten sich alle diese leuchtenden Farben schärfer stärker der Erinnerung ein, als alles bisher Geschaute.

Und landeinwärts schweift der Blick, entlang der steinigen Steinstraße. Oben auf den Höhen hat die Pinie ihre schirmförmige Krone aufgespannt. Riesenwachholder und Cyprisse schauen von Hängen und Klippen hinunter auf's Meer. Über die Gartenmauern der ersten ragusianer Häuser leuchten blühende Oleanderbäume in allen Farben vom reinsten Silberweiß bis zum bräunlichen Goldlackroth. Wie schimmernde Blütheninseln glänzt es aus dem dunklen Grün eines terrassenförmig aufsteigenden Gartens. Riesige Aloen mit dicken fleischigen Blättern haben es sich auf sonnigem Felsgelände bequem gemacht. Mönchen mit kleinen weißen und rothen Blüthen stehen in dunkelgrünen Hecken und Büschen. Ein mächtiger Entalypus mit großen, an langen Stielen hängenden Blättern hält vor dem Eingang eines weißen Häuschens Wacht. An der Straßenbiegung eine Gruppe Palmen, fremdartige, durre Gesellen. Und wieder Mauern, dahinter der Lorbeer kleine Haine bildet und der Feigenbaum fast das ganze Jahr hindurch blüht und Früchte trägt. Und Hans reiht sich an Hans. Und der Weinstock klettert die rissigen Mauern hinunter und beschattet mit seinen großen, grünen Blättern die Fenster und Thüren.

Das ist der Süden. Auf grauem Felsstein ein grünes Paradies. Vor Dir das Meer in seiner ganzen Schönheit und Unendlichkeit und hinter Dir auf sonnigen Hängen Rebstock an Rebstock.

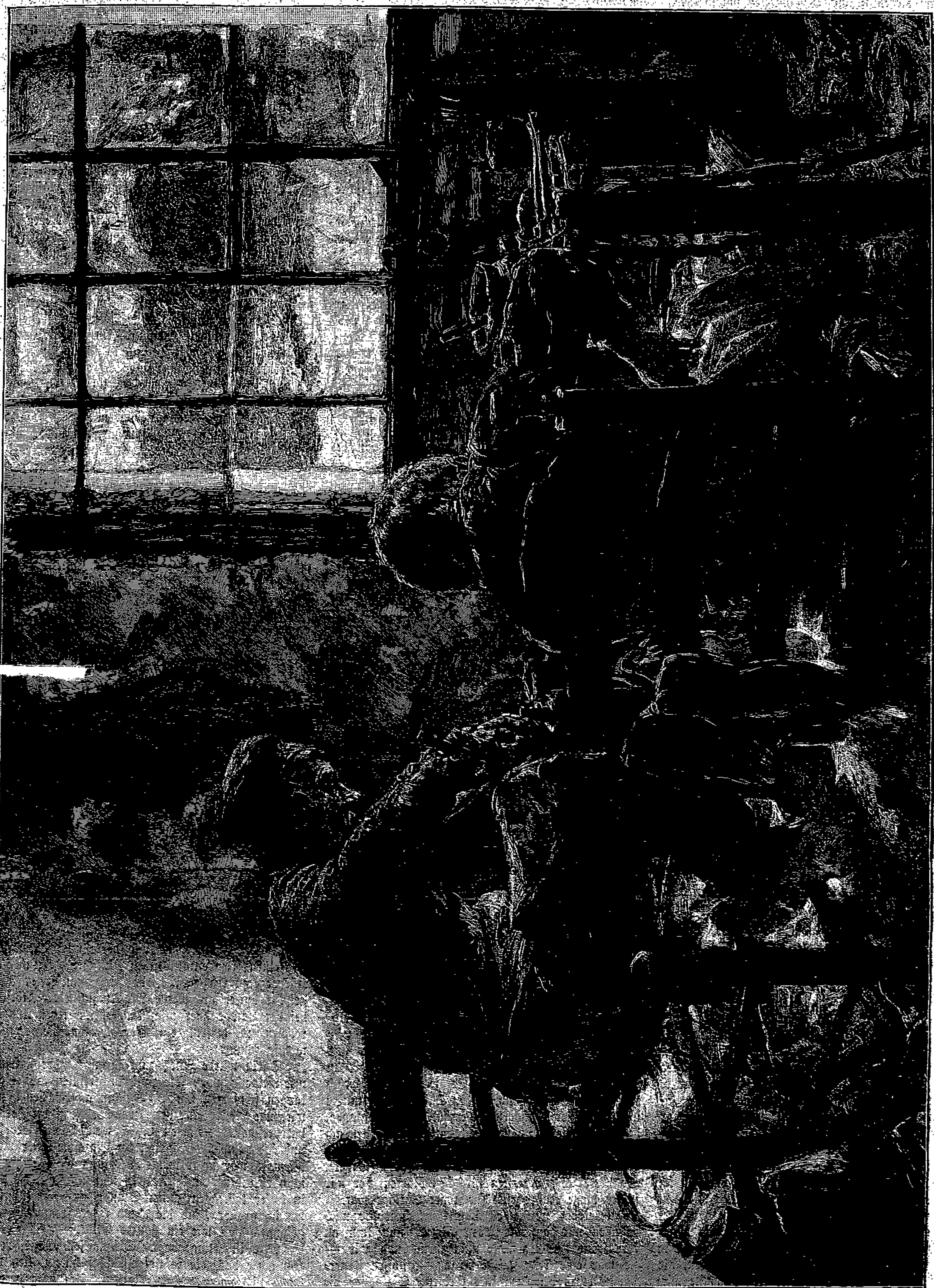
Dann thut Ragusa seine Thore auf. Auch hier grüßt vom Thorbogen herunter das Relief des geflügelten venezianischen Löwen. Er hat gut Wache gehalten und die Stadt reich gemacht an Schätzen und Kunstwerken. Jetzt wird die Hauptstraße Ragusas fast ganz von albanischen Händlern beherrscht. Sie hausen nicht in den höhlenartigen Bazzaren des Orients, sondern haben in Kaufläden, die man auch im gut-europäischen Sinne so nennen kann, ihre Waaren ausgebrettet. Sie handeln mit Allem, womit sich überhaupt handeln läßt: mit Eisen, Stickereien, alten Hosen, Obst und Backwaren. Sie sind stolz auf ihre Nationalität, haben aber bis an den Fez ihre Landestracht abgelegt; sie schmücken bei den Göttern aller Religionen und Konfessionen, sind sonst aber gute Muselmaner, und sie verstehen es noch besser, ihre Kundschaft zu betrügen, als die geriebensten Griechen.

Neben dieser Hauptstraße besitzt Ragusa noch einen sehr schönen Platz vor dem Municipio, wo ich zum ersten Mal seit Pola ein Cafehaus im Wiener Sinne fand. Der Hafen von Ragusa liegt am anderen Ende der Stadt. Man muß durch ein südliches Thor die Stadt verlassen. Dann ist man am Hafen, der wenig tief in das Land einschneidet.





Max Liebermann: In der Schusterwerkstatt.



Mitten im Hafen ist die Scoglio Lactoma gelegen, eine fast dreieckige Insel, deren Besuch nur mit besonderer Erlaubnis des Hafenkommandanten gestattet ist. Vom anderen Ende der Hafenbucht leuchtet das Dutzend weiße Häuschen herüber, die die Kommune Ragusa bilden.

Hinter Ragusa nimmt das Küstengebirge mehr und mehr an Höhe zu. Nur ein wenige Meter breiter Strich, hart am Rande des Meeres, ist mit Vegetation bedeckt. Grau und kahl schauen die Felsen hinunter auf die blaue Adria, ein Berg immer größer, zerklüfteter als der andere, bis sich nach etwa dreihundiger Meeressfahrt eine Bucht öffnet, die den Eingang zur Bocche di Cattaro bildet. Von Eingang dieser Bucht bis hinauf nach Castelnuovo, dessen weiße Häuser aus dem dunklen Grünreicher Gärten leuchten, ziehen sich starke Festungen. Hinter Castelnuovo, das neuerdings an die bosnisch-herzegowinische Staatsseisenbahn angegeschlossen ist, schmückt sich die Meeresbucht zusammen; die Bocche beginnt. Schrotter, nadler treten die Felsen an die Ufer herau, wilder, zerklüfteter, höher steigen sie ihre Gipfel gen Himmel. Man glaubt nicht mehr auf einer Meeresbucht zu schwimmen; in einem bergumschlossenen Alpensee wähnt man dahinzugleiten.

Der enge Raum, den die Berge am Meeresufer für die Vegetation gelassen haben, erscheint als eine einzige, langhingezogene Ortschaft. Haus reiht sich an Haus, Garten an Garten. Nur an den größeren Häuseransammlungen um die Kirchen herum sind die Ortschaften zu erkennen. Wannishohe Alpen mit grünen, hochlichen, dicken Blättern flecken auf Mauern und Felsvorsprüngen, Feigenbäume mit breiten Blättern behaften Thüren und Fenster der weißen, neuen Häuser, die Chrysele hat in malerischer Kombination ihre schwärzgrünen Buchenposten ausgekleidet, der Duft blühender Nickerchäme trägt ein Bild zum Wasser hinunter in grellgoldenes Sonnenlicht gesandte grüne Felsen, ringsum das dunkleblaue Meer — das ist die Bocche di Cattaro.

Das Schiff gleitet vorüber an Berastu, Perijano, Rijano, Leono, Dobrata. Eines wie das andere: Ein paar enge Gassen, Weingärten dahinter und Olbäume und Lorbeerbäume herum. Am obersten Ende der Bocche, dort, wo die Straße im Rücken die barfüßigen Berge zur montenegrinischen Grenze hinaufsteigt, liegt Cattaro. Durch die Porta marina führt der Weg hinein in die Stadt. Ein richtiges Bergrecht mit kaum drei Meter breiten Gassen

und Häuseransammlungen, die unwillkürlich an chthonische Epidemien denken lassen.

Abendland und Morgenland reichen sich die Hände. Ein reger Waaren austausch aus Österreich, Italien, der Türkei und Griechenland hat hier seinen Mittelpunkt. Die montenegrinischen und albanischen Bergbewohner des Hinterlandes sind für die Bewertung ihrer Landeserzeugnisse zu einem großen Theile auf die Märkte von Cattaro angewiesen; Bosniaken, Herzegowiner und Dalmatiner geben durch die Thore Cattaros aus und ein. Da hoden sie an der Riva vor der Porta marina und bieten Messer, Säcke oder Melonen feil. Bunt ist ihre Tracht, kräftig und groß sind die Gestalten, und die Farbigkeit des Ganzen gewinnt noch durch die besonderen Abzeichen der einzelnen Dörfer. Die Männer tragen und schwanken und gebrauchen fleißig die Handspindel. Ein ganzer Trupp Montenegriner ist heute mit Waaren die Berge heruntergekommen. Mit Säcken voll Holzkohle waren die Saunthiere beladen. Knüppelholz trugen die Frauen auf dem Rücken. Wie mehr Landesprodukte hat der Montenegriner nicht feil zu bieten. So groß und kräftig die Männer, so klein und früh verblüht die Frauen. Mit zwölf Jahren pflegen die Mädchen zu heirathen; in diesem Alter soll sich manches hübsche Gesicht und manche schlante Figur unter ihnen finden.

Der Bosniak gibt viel auf Farbigkeit und Verzierung seines Anzuges. Der Montenegriner hat zu seiner Kleidfarbe das eintönige Grau der heimathlichen Berge gewählt. Verkrümpt und unsauber schaut sein Anzug aus. Oft hängt er ihm in Fischen am Leibe. Ein großes, sadeliwandartiges Gespinst ist zu Blinderhosen und Kofstan verarbeitet; Brust- und Rückenstück des Kofstans bilden unten Lamellen, deren Haare nach außen gekreist sind. Nur die schwarze Mundmütze mit dem rothen, goldbestickten Obertheil bringt etwas Farbe in die Einförmigkeit des Anzuges. Auch die Frauen tragen diese Mundmütze; ihre Kleider bestehen aus hängerartigen Gewändern, die glatt von den Schultern herabfallen und von einem Gürtel zusammengehalten werden. Die montenegrinische Frau ist ganz unselfständig. Die Abhängigkeit ihrer Stellung erkennt man am besten an dem Kreuz, der unter den Montenegrinern üblich ist. Bei der Begegnung läuft immer der Mann den Mann und die Frau die Frau auf den Mund. Trifft eine Frau einen ihr bekannten Mann, so hat sie diesem die Hand zu füßen, der Mann hingegen erwidert ihr keinerlei Ehre.

Man sieht es in Mitteleuropa, die Leute von hier unten als Räuber und Diebe hinzustellen.

Wohl wird hier und da einmal ein armer Teufel wegen Langfingerlei mit zusammengebundenen Händen in's Gefängnis expediert, sonst aber ist man in dieser Halbkultur besser und sicherer aufgehoben, als in der Peripherie mancher Weltstädte. In Cattaro sagt man zum Beispiel von den Montenegrinen: Nieta übe eine so exemplarische Sussiz, daß ein verloren gegangenes Taschenstück noch nach zehn Tagen an den Ast eines Baumes gebunden oder mit einem Stein beschwert an Ort und Stelle aufzufinden sei.

Diehaar Kreuzer, die die Montenegriner für Holz oder Kohle in Cattaro einnehmen, lassen sie auch wieder in der Stadt. Kaffee, Tabak und Bilderbogen sind ihre Schwärmerien. Neben den Heiligenbildern sind es meistens die Kontakte des russischen Zarenpaars, die einen ungeheuren Absatz finden. Neben anderen Dingen, wie Fleischern, Kochgeschirren etc., die die Montenegriner hinauf in ihre Berge nehmen, sind besonders interessant die hölzernen Eselsättel. Ein solcher Sattel besteht aus zwei Holzbügeln, die durch ein halbes Dutzend Stangen mit einander verbunden sind. Unter den Sattel, direkt auf den Rücken des Thieres, wird ein mit Heu gefüllter Sack gelegt, ein gleicher Heusack wird auch obenauf zur Milderung der Härte der Holzstangen befestigt.

Im Verhältniß zur Einwohnerzahl des Landes ist die Zahl der auswandernden Montenegriner eine recht große. Ich hatte zweimal Gelegenheit, solche Auswanderer in Cattaro das Schiff besteigen zu sehen. Das eine Mal waren es gegen achtzig, das andere Mal gegen fünfzig Familien. Die Männer waren als Bergleute in Amerika angeworben worden. Ihnen liebsten Hausrath nahm sie über's Meer hinüber. Bei dem einen war es eine gebürtige Wanne, bei dem Anderen eine kunstvoll geschnitzte Truhe. Ihre Heimathstracht hatten sie sämlich abgelegt. Die Männer trugen Schirmmütze, Rock, Weste und Hose, die Frauen Korsetts, Rock und Taille oder Blouse. Den meisten legte die neue Tracht ziemlich viel Zwang auf, sie machte ihre

zwingen und ungeschickt. Als sie auf Deck für ihre Kisten und Kästen Platz gefunden, kamen sie wieder an die Bordwand des Schiffes und starrten hinüber nach den grauen, unwirthlichen Felswänden ihrer alten Heimath. Noch lange hörte man den eintönigen Gesang ihrer montenegrinischen Lieder und noch lange glaubte man die großen Augen mit den wehmüthigen Scheideblicken zu sehen, während das Schiff schon draußen auf offenem Meere schwamm.

## Der blaue Christian.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

**A**ch weiß nicht, ob sie heut noch schönen, noch das Schiff an der Seelen berührte. Damals brachte mich ein Schiffjunge in Schwierigkeiten. Ich stand auf dem Boden des kleinen Raumes, sah die Schieferdecken im kleinen Kerzenlicht rotes Glühengel und hatte keine trüben Gedanken. Sie kam, der im Schloß auf dem Schuppen geht, wo mir ein Zepter fällt zu schwer bricht und er läuft auf's Pflaster.

Da kam sie neben mir der Störschafft. Sie, der ich nie gesehen habe, wenn ein Kind zur Erde fiel, rißte meinen Kopf zerplatzen und die Berge über mich zerstören würden. Dann war gleich alles still und gut. Sie lag in toten Armen. Aber ich war Schmied der Matrosen, und als ich die Augen aufschlug, war da ein grünes Kleid in einer trocknen Steuerküche und ein frisches Gesicht darüber mit golden funkelnden Augen. Das Kind war mein Sohn, der geschlafen und ich war in ihre Arme geschlüpft, bis mich sie rausch ließen, als hätte ich die See gelegen. Sie wollte mich auf den Boden fallen lassen. Sie zog mich hoch und rückte neben sich einen Platz zwischen auf der Bettdecke. Da blieb sie sitzen, wie ein Kind bei seiner Mutter.

Ihr Kleid war buntlich. Doch wie ich ihr Gesicht so neben mir hatte in der rothen Gluth der Berge — ich war ein neunzehnjähriger Mensch und durch den Schrecken noch immer heftig erregt — sah es seltsam gelb, nicht braun von der Feldarbeit, sondern messinggelb wie bei einer Asiatin.

Aber als wir nach einer Viertelstunde in's Sprechen kamen, hatte sie den wehmüthig singenden Ton einer Kunstdrärrin. Es war ein Gespräch mit langen Säulen und halben Säulen. Sie mußte ihr von meiner Wanderschaft erzählen und ich glaube, daß sie desshalb schon nach dem Karl Breitbach fragte. Wenn aber weiß ich, daß sie mich vor dem blauen Christian und seiner Bande warnte. So hörte ich zum ersten Mal den Namen, der mir später lange Jahre eine furchtbare Auflage war.

Leiderdem wurde es dunkel. Ich wollte mich aufzuhören und auf die Bank hüpfen, und kam an ihre Hand. Sie zog sie nicht zurück und mir — sie war eine reise große Frau — flohen Feuerströme durch den Arm in's Gehirn. Sie sahen die Verzerrung nicht zu bemerken. Ihre dunkle Gesichtslinie mit der geraden Nase blieb unbeweglich neben mir vor dem hellen Nachthimmel. Ihre Fragen klangen doch wie vor gleichlassen Wassertropfen.

Und ich hielt ihre Hand und hörte mich antworten wie einen fremden glücklichen Menschen. In meinem Körper kam ein Gefühl, das ich zum ersten Mal gespürt hatte, als meine Mutter sich eines Abends bei der Lampe über mich beugte, um ihren Knaben rechnen zu helfen, ein Gefühl, wo die Nerven wohlig schnurten.

Darin wurde Alles zum Traum: Ihre Stimme und meine Stimme wie zwei Silberlinien auf einem langen schwarzen Tuch. Weithin an dunklen Fernen wiegende Lichter, aus der Ferne vorbei in die Ferne, halbverschollenes Lachen und Singen, Wellengerausch und das dumpfe Geschnatter der Maschine unter uns. Niemals war ich so in die Welt und die Welt so in mich versunken, und niemals war ich so froh, wie in dieser thörichten guten Stunde auf dem Meer, wo ich großes Kind die Hand einer fremden Frau gesungen hielt wie ein ganzes Glück.

„Du ist Klängenbach. Sie müssen aussteigen!“ Ich hörte das wie in tiefen Schlaf hinein, ließ die Hand und nahm meinen Ranzeng. Um mich herum waren Menschen, die nach dem Brückentag drängten. Ich wurde mitgeschoben, auf ein gepflastertes Litter, hörte die Matrosen rufen, Bretter poltern und die Räder von Neuen in's Wasser klatschen. Ich sah

das dunkle Schiff sich bewegen, sah die schlängelnden Lichtbänder hinter ihm her auf dem Wasser länger werden, bis Alles um eine Ecke verschwand. Dann stand ich allein in der Nacht auf einem fremden Ufer, das wie das Schiff unter meinen Füßen zu schwanken schien. Und wenn nicht aus der Gasse hinter mir, wo die Schritte der Anderen verschollen und eine trübe Lampe das alte Kirchenportal beleuchtete, ein verwehter Ton gekommen wäre wie ihre Stimme, ich wäre den Weg nicht da hinaufgegangen.

\*

Eine Woche war ich mit Zollstock und Gründrisse zwischen den gräsbewachsenen Mauern, den grauen Erkern und eingefallenen Thorbögen umhergeslettert. Da läuteten eines Morgens die Glocken. Die Menschen hatten Hüte auf statt Mützen und feierliche Gesichter darunter. Sie stiegen langsam die enge Gasse hinauf oder saßen in Hendsärmeln auf den Bänken vor ihren Häusern. Bis in den Nachmittag hockte ich an meinem Fensterchen und sah zwischen den staubigen Giebelmauern auf dem vierzigsten Stückchen Rhein die Wellen blinken wie Glasscherben. Dann und wann fuhr ein Boot oder ein Dampfer darüber. Wenn das Ende hinter der einen Mauer hervorkam, war die Spur schon wieder hinter der anderen verschwunden.

Gegen Abend, als die Schatten blau wurden und drüber an den Berghang die felsame Spur der Minzburg malten, nahm ich meinen Hut und ging durch die lange Gasse hinauf, über die Brücke an einer langen weißen Weinbergsmauer vorbei. An der letzten Station des Kalvarienberges hörte ich Stimmen. Unten kam eine laute Schaar von Burschen denselben Weg. Ich mußte an den blauen Christian denken und an die Warnung der felsamen Frau. Und wieder, während die Schieferplatten unter meinen Füßen hinunterrollten und der Blick in's Rheintal weiter wurde, war der Ton ihrer Stimme in mir, wie er jede Stunde seit dem Abend gesungen hatte.

Nachher stand ich auf der vordersten Burgkreuz unter dem Brombeerstrauß der blaue Rauch über alten Schieferdächern kräuselte. Ich war allein da hinausgetreten und erschrak, als sich neben meinen Schatten ein anderer schob. Ein krummbeiniger Mensch hielt seinen Hut in rothen Händen und redete auf mich ein. Ich dachte an einen Bettler, hörte etwas von einem gefundenen Geldbeutel, den ich wieder herausgeben sollte. Als ich aufsah, stand ich eingeschlossen in einem Kreis junger Leute. Außer uns war Niemand zwischen den dicken Mauern und dem senkrechten Abhang. Ich machte mir schon die sonderbarsten Gedanken, als aus dem Thorweg ein Männchen kam, grellblau gekleidet und mit einem Schnurrbart, dessen Enden wie Baumflechten auf die Brust hingen. Die Anderen ließen gleich von mir ab und rissen die Müzen herunter. Er sprach einen hochaufgeschossenen Jüngling als Heinrich an und ließ sich die Sache vortragen, wandte sich verschnürt und lächelnd zu mir: „Wenn die einnehmenden Taschen des jungen Herrn auch einmal Platz für meine Finger hätten?“

Ehe ich verstand, war seine Hand in meiner Rocktasche und holte einen grauledernen Geldbeutel heraus, den ich nie zuvor gesehen hatte. Ich war so erschrocken, daß ich kein Wort sprach.

„Damit ist der junge Herr entlastet.“

Wie wenn wir einen guten Streich mit den Burschen ausgeführt hätten, blinzerte er mir freundlich zu und steckte dem krummbeinigen seinen Geldbeutel in die Tasche.

Dann gingen sie ruhig weg und ich war erlost wie nach einem wirren Morgentraum; als er die Anderen zurückrief und einen zweiten grauledernen Geldbeutel hoch hielt, der genau so aussah wie der erste: „Dann gehört dieser Dir nicht, mein Herr Anton?“

„Ja doch!“ Der Bursche griff gleich mit beiden Händen darnach.

„Zwei brauchst Du nicht. Gib den anderen zurück und mach einen so angenehmen jungen Mann nicht zum TeufelFinder.“

„Aber er gehört mir doch nicht!“ wehrte ich verzweifelt ab und wußte nicht mehr, ob diese Menschen noch vernünftig waren.

„Er ist vor diesen Zeugen aus Ihrer Tasche gekommen, junger Herr. Sie können ihn ja immerhin um ein paar Liter Wein leichter machen.“

Der Anton wollte unterdem den ersten Geldbeutel aus seiner Tasche holen und hielt statt dessen meine altmodische Börse in den rothen Händen.

Meine Fassung war zu Ende. Wie kam er dazu? Das Männchen hatte ihm doch einen Geldbeutel hineingesteckt. Ich griff unwillkürlich nach meiner Hosentasche. Sie war leer. Ich wollte wütend werden und fühlte, wie mein Gesicht sich färbte und ratlos verzog. Daran hatten sie nur gewartet. Sie heulten ein Jubelgeschrei, wie es die alten Mauern seit ihren Rittern und Knappen wohl nicht mehr gehört hatten. Und da erst merkte ich, daß Alles ein abgesprochener Spaz und ein Taschenspielerstück des blauen Christian war, der meine Börse gesunden hatte.

Erst später hab' ich mir zurechtgelegt, daß er den grauen Geldbeutel schon in der Hand hielt, als er in meine Tasche sazte, und daß er ihn dem Anton nur scheinbar in den Rock steckte, während der meine Börse von Anfang an besaß. Damals war ich durch das Alles so verwirrt, daß ich dem Christian gehorsam in den Burghof folgte. Da lärmten die Anderen schon um einen großen Eichenstiel. Nur der blonde Heinrich schwärzte: Sie sollten den Tisch aus dem Brunnenhof auf die Terrasse tragen. Da könne man den Rhein und die Berge sehen.

„Der Heinrich hat Rheinwohl!“ hohnlachte der Anton und nahm den schweren Eichenstiel mit einem Ruck auf den Rücken. Er kam uns mit seinen krummen Beinen unter der großen Platte entgegen wie eine Riesenchildkröte. Die Anderen schleppten Stühle und Bänke hinterher. Ich setzte mich mit ihnen auf die Terrasse, als gehörte ich seit Jahren zu der Bande; hoch über dem Strom und dem stillen Klingenthal. Der lange Burgwirth brachte Wein. So tranken wir, bis hinter uns das bröckelige Schiefergemauer schwarz in den hellen Nachthimmel stand und unten auf dem Rhein die grünen und rothen Lichter kamen. Der blonde Heinrich wurde mit jeder Viertelstunde schwärmerischer, wollte über den Haud der Terrasse auf den Mondstrahlen schräg hinunter und über die Wellen des Rheins nach dem Weltmeer gehen. Der Anton nahm ihn auf den Schoß und wiegte ihn trotz seiner sehnüchsig gebreiteten Arme ein wie ein Kind. Ich trank mit allen Brüderschaft, schwur ewige Freundschaft und wurde feierlich in den Bund des blauen Christian aufgenommen.

Sch hätte bis zum anderen Morgen das Alles vergessen, wenn ich nicht dadurch wieder zu der Frau gekommen wäre: Wir kletterten spät in der Nacht zu Drei angefaßt den steilen Fußweg hinunter — es blitzte irgendwo in der Ferne — und tonzten in einer einzigen Kette mit gräßlichem Geheul über die Hauptgasse. Am Marktplatz kamen die beiden Wächter hinter uns her. Ich wurde heftiger mitgerissen, als meine Füße konnten und schlug vorüber auf's Pflaster. Als ich auf wollte, blutete meine Nase und zwei Fäuste griffen meinen Nacken.

Eine halbe Stunde später stand ich in einem stockdunklen Gefängnisraum auf einem wackeligen Tisch und versuchte, mich durch eine halbzerbrochene Schießscharte hinauszuquetschen. Seitdem die Wächter mich eine Bierstunde lang über die buckligen Straßen hier hinauf in den alten Bischofspalast geschleppt hatten, war der Wein in meinem Kopf leichter geworden. Ich dachte, wie ich morgen vor den Leuten stehen würde, schlug mit den Fäusten gegen die bröcklichen Steine und verwünschte den blauen Christian. Bis ich abgemattet auf der Holzpritsche saß, wie ein Schulknabe flennend an ihre seltsame Warnung auf dem Schiff dachte und dennoch fast darüber einschlief. Da hörte ich laut an das Hausthor klopfen und bald darauf in den hohen Flurgewölben die friedliche Stimme des blauen Christian wiederhallen: Er wäre mit bei dem

Indianerzug gewesen, sozusagen als Hauptling, und halte es für unwürdig, mich unschuldigen Neuling allein in den Händen der Feinde zu lassen. Der Wächter ließ ihn nicht ausreden. Ich hörte die Eisenstange von der Thür rasseln, sah eine Faust und einen langen Schnurrbart vor der Laterne. Dann war das sonderbare Männchen bei mir und Alles dunkel wie zuvor. Er tastete, griff meinen Kopf und flüsterte: „Aufgepaßt!“ Dann absichtlich laut: „Und eine Flasche Trester hab' ich bei mir!“

Die Eisenstange draußen war noch nicht vorgelegt worden. Die Thür ging gleich wieder auf. Unter der müßtrahisch vorgehobenen Laterne glänzten zwei Augen in dem verwelkten Gesicht des Wächters:

„Das ist nicht erlaubt! Die Flasche muß heraus!“

Der Christian hockte auf den Knieen und schob die Flasche unter den Tisch. Er zog den Kopf herbor wie ein erstaarter Dieb. Als der Wächter so thöricht war, sich nach der Flasche zu bücken, klappte er den Tisch nach vorne. Die Platte fiel dem Alten in die Kniekehlen. Ich hörte ihn noch mit dem Tisch poltern, als wir schon draußen auf dem Flur waren.

„Schnell durch die Gärten zurück, daß uns der andere nicht sieht!“

Wie ein Häfer lief er vor mir her. Durch einen schmalen Spalt zwischen hohen Giebelwänden, ein paar Mal winkelig über ausgetretene Treppen hinunter, dann zwischen Hecken her, zur Rechten endlose Gärten, zur Linken den schwarzen Rand der Häuser und Mauern, über den der Mond wie ein gelber Ball mitschloß.

Bis vor ein hölzernes Gartenthor. „Hier wohne ich!“ sagte er mit kurzem Atem und machte das Schloß auf.

Ich mußte mit ihm durch einen langen Garten, durch eine Thür in einen dunklen Gang, dann noch über einige Treppen und Ecken in einem großen Raum mit Tapetenrollen und Blechdosen an den Wänden, die im Mondenschein wie Todtenschädel leuchteten. Während er die kleine Stehlampe anzündete, hörte ich, daß sich noch jemand bewegte. Der Christian stellte die Lampenglocke zur Seite und leuchtete: „Was machst Du hier?“

Ich erschrak in's Herz. Da war eine Stimme. Die Stimme der Frau, die hier am Fenster saß, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schien mich nicht zu erkennen, sprang dann auf und sah mit in's Gesicht. Und da war sie, deren Hand ich auf dem Schiff zwei Stunden lang gehalten hatte und deren Stimme in mir gewesen war wie ein gänzliches Glück, ein großes Weib in der Nachtfade. Das Lampenlicht warf schwarze Seitenschatten über ihr Gesicht und machte es grob und fleißig.

Wie wenn sie das fühlte, riß sie dem Christian die Lampe aus der Hand: „Hast Du den armen Menschen so zugerichtet?“

„Das kann er Dir morgen selber erklären!“ sagte der mit einer Stimme, die allen Klang verlor. „Sext hat er den Schlaf nöthiger als unser Geschwätz!“

Sie ließ sich hinausdrängen. Ich hörte ihn von außen zuschließen und stand allein in der großen Werkstatt, die so schwer nach Öl und Farbe roch, daß ich das Fenster aufmachen mußte. Als ich mich auf die Bank davor setzte, war die noch warm von ihr. Ich sprang erschrocken, fast aufgekeilt auf, und es war doch dieselbe Wärme, die mich auf dem Schiff selig gemacht hatte.

Am Morgen hörte ich in meine unendliche Müdigkeit hinein etwas hartes sagen, wie wenn Steine auf ein Brett trommelten, wurde völlig wach und sah den Christian wie einen fremden Menschen vor mir stehen. Er war nur halb angezogen und auch sonst nicht mehr das drollige blonde Männchen. Sein Gesicht unter dem ungekämmt Haar war überwacht und mit rothen Augenlidern. Während ich zu Hause die Hinterthür offen fand und leise die Treppe hinaufging, konnte ich den Blick dieser Augen nicht los werden und den Gedanken, daß ich schuldig war an ihrer Trautigkeit.

Fortsetzung folgt.

# Feuilleton.

## Hoffnung.

Meine Hoffnung ist hell wie ein Sommertag,  
Der emporsteigt aus der Gewitternacht  
Und über die Felder und über den Hag  
Giesst seiner Sonne schimmernde Pracht.

Kein Dunkel mehr!  
Gespenst und Graus  
floh vor dem Licht  
Zur Thür hinaus.

Meine Hoffnung ist frisch wie der blinkende Thau,  
Der sich silbern in goldene Blüthen senkt  
Und im morgendämmernden Nebelraub  
Sich glänzend an zitternde Zweige hängt.

Nicht Mattheit mehr!  
Nicht müdes Leid.  
Von Zweifeln schwer  
Und furcht befreit.

Meine Hoffnung ist jung wie der flinke Bach,  
Der singend streift durch den blühenden Wald,  
Die Steine rollen und murrmeln ihm nach  
Und Wurzeln halten die Faust geballt.

Was Wurzel und Stein?  
Was Hinderniss?  
Wir überstehen's  
Ganz gewiss. — Ernst Preuss.

**In der Schäferwerkstatt.** Als von Mag Liebermann's Kunst in diesen Blättern unlangt die Rede war, wurde mit besonderem Nachdruck die Thatsache hergehoben, wie tiefgehende Einwirkungen er von der Kunst der Holländer, der alten wie der modernen, erjagt hat. Unser heutiges Bild ist ein Beispiel dafür. Zur sein gestümten Interessensbild haben die alten Holländer Großes geleistet, und an ihrem Vorbild hat Liebermann sich geschult, wenn er es auch im modernen Stile weitergebaut hat. Die holländischen Künstlertümme waren dunkel geblieben; in der Regel drang in ihnen das Licht nur von einer kleinen Lichtquelle ein, und es entwirrte sich ein feines Spiel von Hell und Dunkel. So hat Liebermann in seinen Anjungen auch gemalt; dann aber folgte er der modernen Lösung: Licht und Lust, und wie er in seinem „Altmannshaus“ die Sonne in breiten Strahlen durch das Land fallen ließ, so stellte er auch in seinen Innenaufnahmen dar, wie das Licht in vollem Striche durch die Fenster fällt, über alle Dinge im Zimmer spielt und jedes Sonnenlicht amhellt. Es war die Zeit, in der es weit ins Detail ging und nicht nur den komplizierten Einzelnen beschäftigte, sondern auch Bilder geben wollte, die als geistige Dokumente des modernen Lebens gelten können. Mit welcher Freude hat er in seinem Bilde den Reiter und den Reitknecht präsentiert, wie charakteristisch ist ihre Haltung und wie genau jedes Gesetz gegeben! Der Knecht ist gerade ausig davor, mit dem Schwertmesser den Horden an dem Riesenreiter, den er vorhat, zu entzünden, während der Junge mit der Kreuzzange handelt. Aber so gut charakterisiert die beiden auch in ihrer Eleganz sind, das komplizierte Sujet reiht konzentriert sich doch um die glänzende Lösung des Lichtproblems. Das ganze Räumen schenkt durch das große Fenster völlig in Licht gebadet, das sich auch um die beiden Gefassten legt und sie mit einem Glanzstrahl umgibt. Und wie sein diese in den Raum gesetzt sind! Sie waren wirklich zu fehlen glaubt, daß eine solche harmonische Sicht nie möglich sei! Nur ahnen mögt unsre erstaunliche Nachbildung den jungen, ganz in einem füslen Grün gehaltenen Ton des Bildes, der für alle Arbeiten Liebermann's aus jener Zeit bezeichnend ist. —

**Auch ein Heidenapostel.** Die Geschichte der christlichen Heidenmission ist voll erhablicher Zärtlichkeit. Eine praktische Genauigkeit ist jedoch jener ersten christlichen Missionierung voraussetzt, der die Freiheit seines Glaubens dadurch zwingt, daß er keine heidnischen Gebräuche aus dem Betr. räumt, und sein Diagnos. der heilige Bischof Gregor von Tours, der die Erzählung von Chlodwig's Bekehrung mit dem fallenden Schild feststellt: „So warf Gott zugleich seine Freunde vor ihm wieder.“ Von diesen heidnischen Bräuchen geht es dann weiter über Paulus, der die Säulen mit Jesus und Christi bestreut, und die von christlichen Säulen eingehüllte, die den Säulen in hämischer Weise die

Religion der Liebe predigten, bis zu den spanischen Abenteuerern, die unter päpstlichem Segen in Amerika das Staufen und Morden mit der Heidenmission kombinierten: eine Solle Kolonialpolitik, die bekanntlich Schule gemacht hat. Einen herborragenden Platz unter den Heidenbekehrern verdient auch ein Papst des fünfzehnten Jahrhunderts, obwohl seine großzügige Missionstätigkeit keinen Erfolg hatte und darum in Vergessenheit gerathen ist. Aber, wenn auch die Kräfte fehlten, so ist doch der Wille zu loben. Und der war bei Papst Pius II. entschieden gut. Hatte er doch nichts Geringeres im Sinn, als den Schrecken der damaligen Christenheit, die Christen, in getreue Söhne der katholischen Kirche zu verwandeln. Ob die Methode des heiligen Vaters, um zu diesem tödlichen Ziele zu gelangen, den Beifall seiner christlichen Zeitgenossen gefunden hätte, wenn ihnen die Sache bekannt geworden wäre, unterliegt allerdings gegründetem Zweifel.

Das war im Jahre 1461, acht Jahre nachdem die Eroberung Konstantinopels durch die Türken den letzten Damm gegen die osmanische Überfluthung Europas hatte fallen lassen. Die ganze abendländische Kultur schwiebte in dringendster Gefahr völkerlichen Unterganges. Es war ein internationaler Kreuzzug geplant, um die türkischen Horden in die ägyptische Heimat zurückzuwerfen. An der Spitze dieser Unternehmung stand Pius II. Dieser Papst, bekannter unter seinem bürgerlichen Namen Aeneas Silvius Piccolomini, war ein höchst verschmitzter Politiker, der in der Wahl seiner Mittel nicht bedenklich war. So hat er auch in diesem Falle zwei Eisen im Feuer gehabt. Zur gleichen Zeit nämlich, als er öffentlich die Agitation für den anti-türkischen Kreuzzug betrieb, machte er insgeheim dem Sultan Mahomet eine Liebeserklärung, die für etliche der christlichen Verbündeten im höchsten Maße bedrohlich war. Das päpstliche Schreiben an den Sultan, worin das geschah, ist in seiner struppenlosen Realpolitik und seiner naiven Offenherzigkeit ganz einzig. Oberflächlich betrachtet, nimmt es sich als ein freimaurer Befreiungsversuch aus. Faßt man aber die angeschlagenden Sätze genauer in's Auge, so misst der Brief ganz anders an. Hier ist das Hauptargument, womit Seine Heiligkeit dem Großfürsten das Christentum schmackhaft zu machen sucht: „Wenn Du Deine Herrschaft unter den Christen erweitern und Deinen Namen mit Ruhm bedecken willst, so brauchst Du kein Geld, keine Waffen, keine Heere, keine Flotten. Eine unbedeutende Kleinstadt kann Dich zum größten, mächtigsten und berühmtesten aller jetzt lebenden Sterblichen machen. Du fragst, was dies sei. Es ist nicht schwer zu finden. Man braucht nicht weit zu gehen, um es zu finden; es ist überall zu haben: ein ganz kleiner Wasser, wo mit Du Dich tanzen läßt. Dich zum Christenthum befehst und den Menschen an das Evangelium anmuntst.“ Für diese Universalwasserkunst wird dann weiter in folgender Weise Ressoume gemacht: „Wenn Du das gethan haben wirst, wird es auf dem Erdkreis keinen Fürsten mehr geben, der Dich an Ruhm übertrage oder Dir an Macht gleichkommen könnte. Wir werden Dich Kaiser der Griechen und des Orients nennen, und was Du jetzt mit Gewalt besetzt hast und mit Unrecht behauptest, das wird dann von Rechts wegen Dein Besitzthum sein. Viele werden sich Dir freiwillig unterwerfen, vor Deinem Richterstuhl erscheinen und Dir Tribut zahlen... Und die römische Kirche wird Dir nicht entgegen sein, wenn Du auf dem rechten Wege wandelst. Der erste geistliche Stuhl wird Dich mit der gleichen Liebe umfassen wie die übrigen Könige, und zwar um so mehr, je erhabener Deine Stellung sei in mir.“

Wir würden Deinen Feinden niemals Hülfe leisten, sondern im Gegentheil Deinen Arm gegen die in Anspruch nehmen, welche sich bisweilen die Rechte der römischen Kirche anmaßen und gegen ihre eigene Kirche anstreben und gegen ihre eigene Kirche die Hörner emporheben. Durch den Vertrag unter dem Mantel der Missionstätigkeit betriebenen Besuch, die osmanischen Horden zum östlichen Vortheil des Papstthums auf widerholige Abendländer loszulassen, hat Papst Pius II. sich als Heidenbekehrer erwiesen. —

**Naturwissenschaft im zwölften Jahrhundert.** Im Mittelalter war es belanglich mit der Wissenschaft nicht weit her. Man begreift kaum, wie ernste Männer sich mit den Sprachdigkeiten der Scholastik oder den Phantasien der Philo. zusieden geben konnten. Es schien der Epoche jeglicher Wissenschaftsinn abzugehen. Hauptzweck sind auch die naturwissenschaftlichen Annahmen jener Zeit. Von Bedeutung der Thiere war keine Ahnung, man glaubte jedes Mäuselein, das irgend ein müßiger Kopf erschien und dachte, wenn möglich noch mehr dazu.

Aus dem 12. Jahrhundert ist von einem unbekannten Verfasser ein törichtes Naturbuch „Physiologus“ erhalten, das im ganzen Mittelalter sehr berühmt war, so berühmt, daß es in fast alle Sprachen überfert wurde. Es beschäftigt sich, das ist schon bezeichnend, fast nur mit den Thieren, die in der Bibel vorkommen. Jüngst hat Oberlehrer Spalter in der „Acta Universitatis Bochensis“ einige Proben aus, die ein Buch mitgetheilt, die für sich selbst sprechen:

„Der Panther ist bunt, hat einen dreitägigen Schlaf und verbreitet alsdann einen so angenehmen Geruch, daß alle Thiere zu ihm kommen; nur der Drache ist sein Feind.“

„Der Löwe ist nach der Geburt drei Tage tot, dann haucht ihn sein Vater an und belebt ihn.“

„Das wunderbare Einhorn legt sich in den Schoß einer reinen Jungfrau, wo es einschläft und alsdann von den Jägern gefangen und getötet wird.“

„Der Walfisch soll so groß werden, daß er mit dem Rücken aus dem Wasser emporragend, von den Schiffen für eine Insel gehalten wird. Diese befestigen ihr Schiff an ihm, zünden Feuer auf ihm an und werden dann, wenn dem Thiere die Gliederschäfte brennen, in die Tiefe hinabgezogen. Hungert der Walfisch, so sperrt er den Rachen auf und durch den süßen Geruch, der von seinem Munde ausgeht, werden Massen kleiner Fische herbeigelockt, die er verschlungen.“

„Vom Wildesel wird erzählt, daß er am 25. März zwölf Mal in der Nacht und zwölf Mal am Tage brüllt, um die Tag- und Nachtgleiche anzugezeigen.“

„Die Krähe und die Kucktaube bewahren nach dem Tode ihres Männchens den Wittwenstand und bleiben leus.“

„Die Schlangen besitzen vier Eigenschaften: 1. die Häutung; 2. legen sie ihr Gift ab, ehe sie trinken; 3. greifen sie nur den bekleideten Menschen an, während sie den nackten fliehen und 4. wenn sie verfolgt werden, verbergen sie den Kopf und geben den ganzen übrigen Körper preis.“

Außer den beiden Angaben, daß der Panther bunt ist und daß die Schlangen sich häuten, ist kaum ein wahres Wort an der ganzen Darstellung. Die Geschichte vom Wildesel ist töricht, und die Sage mit dem Walfisch hätte Pechauel Parat all erfinden können. —

**Schrankschrank.** Um auf der Reise ... zu gewinnen Garderobe begreift in einem Behälter mit sich führen zu können, verdienen die neuen Schrankkoffer Beachtung. Diese Behälter sind so eingerichtet, daß man auf möglichst kleinem Raum alle gewöhnlich gebrauchten Artikel so unterbringen kann, daß sie wieder zerklüftet werden, noch sonst Schaden leiden. Ein solcher patentierter Schrankkoffer, der 1,02 Meter hoch, 0,75 Meter lang und 39 Centimeter breit ist, enthält zunächst einen Raum für Oberbekleidung. Die Verschlüsse des Oberbekleidungsraumes in diesem Koffer bildet ein fester Deckel, dessen obere Seite zur Aufbewahrung von Krawatten dient. Rückwärts vom Oberbekleidungsraum sind drei Kästen zur Aufbewahrung von Zigarren, Pfeife, Räucherzeugen, Würste usw. eingerichtet. Ein besonderes Stiefelschaf bietet Raum für vier Paar Stiefel und ein Paar Morgenschuhe. Räume für Westen ist im Deckel ein besonderer flacher Kasten vorgesehen, ebenso für Photographien, Schreibmappe, getragene Wäsche usw. Der unterste Raum ist zur Aufnahme von Weinsleidern bestimmt; in demselben können aber auch Schirm, Stock usw. leicht untergebracht werden. Der Hauptkofferraum für die Garderobe ist 48 Centimeter lang, 45 Centimeter hoch und 36 Centimeter tief; er enthält 10 Kleiderträger, auf welche Gehrock, Jacke, Überzieher usw. gehängt werden können, die sich, genau so wie alle anderen in einem solchen Patentkoffer untergebrachten Kleidungsstücke herausnehmen lassen, ohne daß die übrigen Stücke in irgend einer Weise in Unordnung gebracht zu werden brauchen. Die Koffer für Damen garderobe weichen von den hier beschriebenen etwas ab, was durch die in Betracht kommenden andersartigen Anforderungen bedingt ist. Bei diesen Koffern ist die praktische Raumteilung herzorzählen durch welche ein solches Verpacken der Dame's Kleider möglich ist, daß die Kopfbedeckungen in keiner Weise leiden. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68 Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

**Hierzu eine Anzeigen-Beilage.**